

Bitte schicken Sie mir weitere **FAST FORWARD**  der markierten Titel

- Moti Kfir | Ram Oren **Sylvia Rafael. Mossad-Agentin**
- Lorraine Adams **Crash**
- Michel Bergmann **Machloikes**
- Salvatore Scibona **Das Ende**
- Jerzy Kosinski **Der bemalte Vogel**
- Jürg Amann **Letzte Lieben**
- Thorsten Becker  
**Agrippina. Senecas Trostschrift für den Muttermörder Nero**
- Klaus Pohl **Die Kinder der Preußischen Wüste**
- Wladimir Lortschenkow **Milch und Honig**
- Elmar Kraushaar **Freddy Quinn – Ein unwahrscheinliches Leben**

Bitte schicken Sie mir ein Leseexemplar des Buches kurz vor Erscheinen

- Moti Kfir | Ram Oren **Sylvia Rafael. Mossad-Agentin**
- Lorraine Adams **Crash**
- Michel Bergmann **Machloikes**
- Salvatore Scibona **Das Ende**
- Jerzy Kosinski **Der bemalte Vogel**
- Jürg Amann **Letzte Lieben**
- Thorsten Becker  
**Agrippina. Senecas Trostschrift für den Muttermörder Nero**
- Klaus Pohl **Die Kinder der Preußischen Wüste**
- Wladimir Lortschenkow **Milch und Honig**
- Elmar Kraushaar **Freddy Quinn – Ein unwahrscheinliches Leben**

Meine Meinung zu **FAST FORWARD**  :

.....

.....

Name:

Anschrift:

Faxen Sie diese Seite an Anja Beutrock unter 040/607909629  
oder mailen Sie: [a.beutrock@vgo-arche-atrium.de](mailto:a.beutrock@vgo-arche-atrium.de)



Jürg Amann  
**Letzte  
Lieben**

**FAST FORWARD**



Arche

Jürg Amann

Letzte  
Lieben

ARCHE

**Zu diesem Buch**

Jürg Amann, der »Meister der virtuosen Beschränkung auf die genaue Beschreibung« (Marcel Reich-Ranicki), erzählt von möglichen und unmöglichen Lieben – von Lieben sozusagen über die Straße, von Lieben, die sich von hinten anschleichen, und von Lieben, die einem nur im Traum einfallen. Von ersten und letzten Lieben.

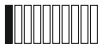
Zehn Erzählungen, die auf zärtliche, verblüffende und eindringliche Weise davon künden, dass mit der Liebe jederzeit und überall zu rechnen ist: zum Beispiel mitten im Winter an einem See. Da steht eine Frau am Ende des Piers. Was macht sie da? Will sie springen? Ins Wasser gehen? Was wäre zu tun? Ihr nach? Oder in einer Theaterkantine, wo die verehrte Schauspielerin plötzlich vor dem Erzähler steht, mit zwei Gläsern Rotwein und einer vermeintlich eindeutigen Absicht. Oder im Nachtzug von Paris, wo eine zufällige Begegnung verhängnisvolle Folgen hat. Sogar beim Bungee-Sprung von einer Eisenbahnbrücke – in der Sekunde, in der das Seil reißt.

**Inhalt**

DIE FRAU IM FENSTER  
 BESUCH BEI DEN ELTERN  
 JULIA JENTSCH – EIN TRAUM  
 DIE FRAU AM PIER  
 LIZ ENDERLIN  
 SELBSTMORD EINES SCHÜLERS  
 BLINDENSTURZ  
 ESKALATION EINER ZÄRTLICHKEIT  
 TRAUM, AUS DEM ICH ERWACHE  
 LETZTE LIEBE

**DIE FRAU IM FENSTER**

Vielleicht ist sie ja schon da gewesen, bevor er sie zum ersten Mal wahrgenommen hat. Da, direkt gegenüber, in diesem Mietshaus auf der anderen Seite des kleinen Platzes, an dem er wohnt, der früher, in früheren Jahrhunderten, ein Schild erinnert noch daran, der Postplatz gewesen ist, der Platz für die Pferdekutschen, den Pferdewechsel, der jetzt nur noch ein Parkplatz ist, im Fenster des dritten Stockwerks, ganz links, im äußersten Winkel, wo das Haus rechtwinklig an das angebaut ist, das zu seinem herüberführt, ohne allerdings daran anzustoßen, eine Gasse mündet hier in den Platz, die sein Haus von den zwei anderen trennt. Im Fenster, nicht am Fenster, denn nie, seit er sie nun beobachtet, hat er sie wirklich am Fenster gesehen, die Stirn an die Scheibe gelegt, wie er es von sich selber kennt, oder gar in dem geöffneten Fenster, sich hinausbeugend oder die Arme oder die Hände auf das Sims gestützt. Immer hält sie ihre Fenster geschlossen, auch jetzt, in der wärmeren Jahreszeit, im Frühling, im Sommer, höchstens dass sie an ganz heißen Tagen einmal, am späten Nachmittag und gegen Abend, wenn die Sonne auf ihrer Seite hereinbrennt, die Rollläden zur Hälfte herunterlässt, er hat den Vorgang selber noch nie zu Gesicht bekommen, nur das Ergebnis, wenn er nach Hause gekommen ist, sind sie manchmal auf halber Höhe gestanden. Und von der Nacht weiß er natürlich nichts, da kann es sein, dass hinter den geschlossenen Rollläden die Fenster weit offen stehen. Aber auch das hat er noch nie beobachtet, dass sie die Rollläden für die



Nacht ganz hinunterlässt; nur wenn er selber nachts aufsteht, weil ihm der Harndrang den Schlaf unterbricht, stellt er fest, dass sie es inzwischen getan hat.

Vier Fenster sind es insgesamt, die er sieht, aber vielleicht gibt es ja noch andere, die für ihn nicht einsehbar sind, nach hinten, auf einen Hof hinaus, in einem zweiten Raum, von dem er von vorn, von seinem Standort aus, keine Einsicht hat, durch die sie ihre Frischluft bezieht, vier Fenster, in die er Einsicht hat, zwei doppelte, mit je zwei Flügeln, direkt nebeneinander liegend, aber sie sitzt immer am selben, dem mittleren links, von außen, von ihm aus gesehen, ihr Gesicht ist von immer demselben, von links gezählt unteren zweiten durch die Fensterkreuze sich ergebenden Rahmen gerahmt. Er sieht nur ihr Gesicht; was tiefer liegt, ist vom Fensterrahmen wie abgeschnitten, jedenfalls wenn sie sitzt, und sie sitzt eigentlich immer, er sieht sie ein wenig von unten, sein Stockwerk, obwohl auch das dritte, liegt gegenüber dem ihren ein wenig tiefer, das hat mit der unterschiedlichen Bauweise der Häuser zu tun, seines stammt noch aus dem Mittelalter, das ihre aus dem eben zuende gegangenen letzten Jahrhundert, wenn sie doch einmal aufsteht, und das geschieht sehr selten, und ins Zimmer zurücktritt, vielleicht um zur Toilette zu gehen, verliert er sie rasch aus den Augen. Für ihn ist sie eine Dame ohne Unterleib, und meist nicht einmal das, im Fenster, und so sieht er sie beinahe immer, ist sie eine Dame überhaupt ohne Leib.

Wahrscheinlich sitzt sie an einem schmalen Tisch, der direkt vor die Fenster gestellt ist, sie muss hinter dem Tisch sitzen, er sieht sie immer frontal, nah an der Scheibe und doch deutlich von ihr getrennt, das Gesicht ist von außen beleuchtet, von vorn, an dunkleren Tagen, an Regentagen, oder am Abend macht sie das Licht einer kleinen Lampe

an, die neben ihr auf dem Tisch steht, von ihm aus gesehen rechts, im Rahmen des unteren zweiten Fensterausschnitts von rechts, einer sogenannten Architektenlampe mit einem langen, beweglichen Arm, den sie meist tief stellt, das kühle Licht, das aus dem kegelförmigen silbernen Schirm auf den Tisch fällt, erhellt ihr Gesicht von unten, das dann wie weiß geschminkt scheint und an die Schminkmasken von japanischen Tänzern oder Tänzerinnen erinnert. Das Weiß steht im Kontrast mit dem Schwarz ihres Haars, das auch ein wenig maskenhaft oder perückenhaft geschnitten ist oder geschnitten scheint. Er kennt im Übrigen ihr Gesicht nicht, immer schon ist er ein wenig kurzsichtig gewesen, aber in letzter Zeit hat diese Kurzsichtigkeit noch deutlich zugenommen, was mehr als fünf Meter von ihm entfernt ist, erkennt er nicht scharf, auf der Straße gilt er als unhöflich, weil er nicht grüßt, natürlich hätte er eine Brille, aber seine Schamhaftigkeit oder sein Schamgefühl verbieten es ihm, sie für die Frau im Fenster, die nichts von ihm weiß, zu benutzen. Jedenfalls nimmt er an, dass sie nichts von ihm weiß. Sie gibt es jedenfalls nicht zu erkennen. Als er sie anfangs mit Kopfnicken ein paarmal begrüßt hat, hat sie jedenfalls nicht zurückgegrüßt, sodass er es auch wieder gelassen hat. Und er zeigt sich ja auch selten direkt am Fenster, das überlässt er ihr, niemals hält er sich länger als nötig unmittelbar hinter der Scheibe des Fensters nach ihrer Seite hin auf. Sie wird ihn nicht sehen oder nicht sehen wollen.

Bevor sie eingezogen ist, ist ihre Wohnung lange leer gestanden. Das ist nicht außergewöhnlich, das kommt in diesem Haus öfter vor. Es ist ein Appartementhaus. Ein- und Zweizimmerappartements werden möbliert möglichst an Einzelpersonen vermietet, da sind häufige Mieterwechsel nichts Ungewöhnliches. Menschen auf der Durchreise, die ein paar Wochen bleiben, Studenten, die für ein Gastsemester in die

Stadt kommen, Zuzügler, die noch nichts Besseres gefunden haben, Singles, die schon bald wieder keine Singles mehr sind, steigen hier ab und quartieren sich vorübergehend hier ein. Dagegen ist sie schon ein Dauermieter. Eine Dauermieterin. Im Winter ist sie hier eingezogen. Im Winter jedenfalls ist sie ihm erstmals aufgefallen. Immer telefoniert sie. Von Anfang an hat sie den ganzen Tag und bis spät in die Nacht hinein telefoniert. Seit er sie nun ein wenig im Blick hat. Sie muss einen Beruf haben, den sie vom Telefon aus ausübt. So oft und so lange am Stück wie sie es tut, kann jemand privat gar nicht telefonieren. So viele Bekannte, die einem so lange zuhören oder denen man so lange zuhören muss, kann man gar nicht haben. Er sieht nicht, ob sie mehr spricht oder mehr zuhört. Dazu müsste er schon die Brille aufsetzen, aber das tut er nicht, aus Prinzip. Eigentlich ist sie immer zu Hause. Und eigentlich arbeitet sie immer. Immer hat sie den Hörer am Ohr. Meistens am linken, manchmal auch am rechten, wahrscheinlich zur Entlastung der linken Hand.

Ausnahmsweise steht sie auch kurz einmal auf, vielleicht um sich ein wenig Bewegung zu verschaffen, dann sprengt sie den Fensterkreuzrahmen. Dann hat sie auch einen Leib. Ganz leicht wiegt sie sich in den Hüften oder sie dreht den Oberkörper einmal nach links, einmal nach rechts, als ob sie Dehnungsübungen machte, aber dann setzt sie sich gleich wieder hin. Während sie steht, hinter dem Tisch, hat er, aus seiner gegenüber der ihren tieferen Position heraus, ganz kurz einmal ihr Brustbild, das, was die Kunstgeschichte ein Brustbild nennt, normalerweise besitzt er nichts als ihr Passbild. Was heißt, besitzt, besitzen tut er hier gar nichts, er muss es sich immer neu schaffen. Jeden Tag und jede Nacht neu, auch wenn es immer das gleiche ist. Sie gehört nicht zu denen, die sich alle paar Wochen ein anderes Aussehen geben. Die

ihre Frisur schneller wechseln als er die Hemden. Porträt einer jungen Frau mit Hörer am Ohr, so müsste das Bild heißen, wenn Vermeer sie noch malen könnte. In immer wieder anderem Licht. Von draußen und drinnen, in allen Mischungen, Tageslicht, Abendlicht, Kunstlicht. Im Licht der verschiedenen Jahreszeiten. Die Frau am Fenster. Die Frau im Fenster. Aber ist sie denn jung? Warum jung? Selbst das weiß er nicht sicher. Ohne die Brille für die Ferne. Die er zwar hat, aber nicht aufsetzt. Er kennt das von der Straße, da werden die Menschen ja auch immer älter, je näher sie kommen; weil er auf Distanz ihre Falten nicht sieht. Hat sie schon Falten? Er weiß es nicht.

Vielleicht hat sie Kinder. An der Wand hinter ihr, schräg über ihrem Kopf, von ihm aus gesehen links, hängen zwei Kinderzeichnungen. Das meint er je nach Lichteinfall zu erkennen, auch ohne Brille, auch wenn er nur unter Zuhilfenahme der Brille genau sagen könnte, was auf ihnen zu sehen ist. Kinderzeichnungen sind es, da ist er sich sicher; aber wo sind die Kinder? Sind die schon groß, sind die schon ausgeflogen? Oder ist nur sie von ihnen weggezogen und hat die Zeichnungen, von jedem eine, zur Erinnerung mitgenommen. Hat sie sie verlassen? Oder hat ihr Mann oder einer, der einmal ihr Mann gewesen ist, warum auch immer, die Kinder zu sich geholt? Sind sie alle bei einem Unfall ums Leben gekommen, und ist sie allein zurückgeblieben und muss eine billige Wohnung nehmen und sich mit einem Telefonjob durchschlagen? Noch nie hat er Kinder bei ihr gesehen. Oder sind die noch so klein, dass sie sich unter seiner Sichtlinie bewegen? Das kann er nicht glauben, dann hätte sie wenigstens einmal in seiner Anwesenheit eines von ihnen hochgehoben. Ans Fenster, auf das Fenstersims. Hätte ihm etwas von dort aus gezeigt. Unten auf dem Platz, in der Luft, am Haus gegenüber, also an seinem. Eine aus dem Himmel fallende Schneeflocke. Einen

Spatz, eine Taube. Dann könnte sie auch ihren Telefonjob, so rund um die Uhr, gar nicht machen.

Sie macht ihn ja rund um die Uhr. Wenigstens immer, wenn er sie sieht, unabhängig von Tages- und Uhrzeit. Schlafzeiten ausgenommen. Immer dann jedenfalls, wenn er wach ist. Wenn er sie dabei beobachtet. Was ist das überhaupt für ein Job? Den sie vom Telefon aus macht? Den sie zu Hause ausüben kann? Denn das da drüben ist ihr Zuhause, das kann er sehen, Tag und Nacht hält sie sich darin auf. Das kann er an den an- und ausgehenden Lichtern feststellen, selbst dann, wenn die Rollläden unten sind. Dann erst recht. Durch die Rollläden hindurch, in die zwischen den einzelnen Lamellen ja Luftschlitze eingelassen sind. Vorhänge hat sie nicht oder zieht sie wenigstens nicht zu. Dann kommt zu der Tischlampe meist noch eine Deckenleuchte hinzu. Also das weiß er, das hat er so im Gefühl, sie verbringt auch ihre Nächte da drüben. Und wenn sie einmal weg ist, ist sie ganz weg. Wie er. Für ein paar Tage, für ein paar Wochen. Dann macht sie Urlaub von ihrem Job. Oder sie nimmt den Job mit in den Urlaub, das entzieht sich seiner Kenntnis, das kann sie ja, theoretisch. Wenn sie ihn von da drüben aus ausüben kann, kann sie ihn von überall aus ausüben, das ist nur logisch. Aber dann ist sie wieder da, wie er auch. Ganz.

Ob sich ihre Ferien auch manchmal mit den seinen überschneiden, weiß er natürlich nicht. Wenn er nicht da ist, weiß er auch nicht, wo sie ist. Aber wenn sie da ist, wenn er auch da ist, verlässt sie ihren Posten nie, so viel ist sicher. Nur um zu essen, geht sie von Zeit zu Zeit aus dem Haus. Denkt er sich; notgedrungen. Aber nicht einmal das ist erwiesen, noch nie hat er sie unten, am Platz, aus dem Hauseingang treten sehen. Oder im Hauseingang verschwinden. Jemanden, der so aussieht wie

sie. Soweit er das auf die Entfernung beurteilen kann. Direkte Einsicht auf den Eingang hat er ohnehin nicht, er liegt etwas versteckt, um das Hauseck, etwas vertieft, etwas zurückversetzt in der Hausfront, auf der vorderen Gassenseite, nicht auf der Seite zum Platz; wenn sie, die Gasse herab, in sein Blickfeld geriete, könnte er sie nicht von einer gewöhnlichen Passantin unterscheiden, wenn sie in die andere Richtung, nach links, die Gasse hinauf, wegginge, würde er sie gar nicht zu Gesicht bekommen. Vielleicht wechselt sie nur das Zimmer, vielleicht geht sie zum Essen nur in die Küche, sicher hat die Wohnung ja auch eine Küche. Zumindest eine Kochnische, in der sie auch etwas essen kann. Und natürlich ein Badezimmer. Dahin verschwindet sie manchmal. Das geht ja nicht anders. Dafür, zur Verrichtung der Notdurft und zur Befriedigung der übrigen leiblichen Bedürfnisse, muss sie den Posten vorübergehend verlassen. Darum macht sie am Abend im Wohnzimmer kurzzeitig das Licht aus. Um es gleich wieder anzumachen, wenn sie zurückkehrt, aus der Küche oder von draußen, gleichviel, das kann er nicht wissen, er kann ja nicht gleichzeitig die Gasse vor ihrem Haus und ihr Fenster im Auge behalten. So weit will er nicht gehen, dass er sich dazu aus dem eigenen Fenster lehnt, nicht einmal nachts, das aber müsste er.

Wenn sie tagsüber ihren Posten verlässt, und das ist selten genug, jedenfalls ist es selten, dass er es sieht, dann wohl zum Einkaufen. Oder geht sie auch aus? Oder trifft sie auch andere Menschen? Nur einmal abends hat er in ihrer Wohnung einen anderen Mann gesehen, in all den Wochen und Monaten. Einen Mann, muss er sagen, sich selbst darf er nicht zählen, ihn kennt sie ja nicht, von ihm weiß sie nichts. Davon geht er jedenfalls aus. Da sind sie sich gegenübergestanden; da hat er ihrer beider Brustbild gehabt, im Querformat, wenn auch im Profil; da haben sie aufeinander gesprochen, so hat es ausgesehen, was, weiß

er natürlich nicht, er sieht sie ja immer nur sprechen, er hört sie nicht, hinter der Fensterscheibe; da hat sie die Stellung für einmal verlassen. Und dann war das Licht ausgegangen, für eine Weile, und dann war das Licht wieder angegangen, und dann war der Mann wieder weg, und sie war wieder allein, an ihrem Platz, im Fenster, im Lichtschein der Lampe, und sie trug wieder die japanische Maske, die Maske der japanischen Tänzerin, ihr weißes Gesicht.

Einmal hat er sie ja tatsächlich eine Art Tanz aufführen sehen, so hat es auf ihn gewirkt, von den Hüften an aufwärts zumindest; den Rest, ihre Beine, hat er dabei nicht gesehen, den sieht er nie, aus seiner Lage, von seinem Standort aus; zumindest hat sie die Arme auf eine ihm fast rituell scheinende Weise in äußerster Streckung nach oben über dem Kopf verrenkt; vielleicht sind das aber auch wieder nur Dehnungsübungen gewesen, nach einem langen Tag, nach zu langem Sitzen, und jedenfalls war es auch gleich wieder zuende.

Ein andermal hat er sie malen gesehen. Im Stehen, nach links hin, von ihm aus gesehen. Dort, vor der linken Wand, muss eine Leinwand gestanden haben, auf einer Staffelei, oder eine Holzplatte oder ein Stück Karton oder auch nur ein großes Blatt Papier, oder direkt an der Wand gehangen, das hat er ja nicht gesehen, dorthin hat er von seinem Standpunkt aus keine Einsicht. Nur sie hat er gesehen, von der Seite, stehend, mit einem dünnen Pinsel in der rechten Hand, mit dem hat sie, einen Schritt vor, einen Schritt zurück, einen Schritt wieder vor, auf das Blatt, auf die Holzplatte, auf die Leinwand, auf was auch immer, eingestochen. An Florettfechten haben ihn ihre Bewegungen erinnert. Da muss sie etwas gemalt haben, was, hat er nicht gesehen, aber vielleicht ist es ja das, was jetzt hinter ihr, rechts neben den Kinderzeichnungen und

etwas höher, und viel, viel größer, an der gegenüberliegenden Wand hängt. Vielleicht sind ja die Kinderzeichnungen auch keine Kinderzeichnungen, sondern ihre Art von Kunst. Und jedenfalls hat das alles so lange gedauert, dass ihm langweilig geworden ist, dass er das Ende nicht abgewartet hat, dass er zwischendurch auf die Toilette gegangen ist; aber als er wieder zurück gewesen ist und als er wieder hingeschaut hat, war dann auch das wieder vorbei.

Wer ist sie, was tut sie, was treibt sie da, wie geht das alles zusammen? Immer zu Hause, immer am Telefon, und einmal im Halbjahr ein Bild malen, und einmal im Halbjahr ein Mann? Von den Kinderzeichnungen gar nicht zu reden, wenn es denn Kinderzeichnungen sind, die hinter ihr an der Wand hängen, zu denen es keine Kinder gibt, jedenfalls nicht hier, dort, da drüben, bei ihr. Wo sind sie? Wo sind sie geblieben? Wo hat sie sie gelassen? Wo ist sie gewesen, bevor sie hier plötzlich aufgetaucht ist, in diesem Fenster, in diesem Zimmer, im Haus gegenüber. Woher kommt sie überhaupt? Hat sie ein Recht, da zu sein, wo sie jetzt ist? Ist sie legal hier, ist sie illegal? Fragen über Fragen, die er nicht beantworten kann, die er sich aber stellt.

Spricht sie auch manchmal mit ihren Kindern? Was spricht sie, wenn sie spricht? Wie spricht sie, in welcher Sprache? Ist sie wirklich Japanerin oder Chinesin, wie es bei bestimmter Beleuchtung den Anschein macht? Er weiß ja nicht, wie sie spricht. Zwar sieht er, wie sie spricht, aber er hört sie nicht; die Fenster sind, wenn sie am Sprechen ist, immer geschlossen. Er sieht sie sprechen, ihren Mund, ihre Lippen bewegen, aber er hört ihre Sprache nicht. Er weiß nicht, welche Sprache sie da, im Fenster, gerade spricht. Dann gerade, wenn er es wissen möchte, und überhaupt. Vom Lippenlesen versteht er nichts; und ohne Brille hätte

er da ohnehin keine Chance. Vielleicht spricht sie mehrere Sprachen. Vielleicht hat man ihr diesen Telefonjob gegeben, weil sie mehrere Sprachen spricht. Fließend, so heißt das. Das wird ja heutzutage von einem verlangt. Fließend spricht sie, das sieht er, so weit geht sein Lippenlesen denn doch. Und sie spricht frei, sie liest nicht vom Blatt ab, sie macht sich keine Notizen, das würde er sehen. Vielleicht nicht direkt sehen, aber an ihrer Kopf- oder Armhaltung erkennen. Aber was heißt das, was hilft ihm das weiter? Und weiter wohin?

Er könnte natürlich hingehen, zur Hausverwaltung, unter irgendeinem Vorwand, und nach ihr fragen, die wüssten über die Herkunft ihrer Mieter ja sicher Bescheid, und nachfragen, aber das will er nicht, das wäre gerade so, wie wenn er die Brille aufsetzen würde. Oder er könnte die ältere, weißhaarige Frau fragen, die auch in ihrem Haus wohnt, in einer Wohnung allerdings, in die er keinen Einblick hat, nach hinten hinaus wahrscheinlich oder seitlich gelegen, die immer, wenn sie das Haus verlässt, und das tut sie täglich, mit schnellen Schritten, am Morgen und gegen Abend, zwei Plastiktüten an den Händen trägt, aus denen sie ihren Tagesabfall in die umliegenden Abfallkörbe verteilt; er hat sie oft dabei beobachtet, er ist ihr oft dabei begegnet, in den benachbarten Gassen; verbotenerweise, entgegen der städtischen Abfallordnung, die dafür nur ganz bestimmte, gegen Gebühr zu erwerbende Abfallsäcke und ganz spezielle Abfallcontainer vorsieht, die überdies seit Neuestem unterirdisch an bestimmten Sammelstellen eingerichtet sind; auch die könnte er fragen, die würde über ihre Mitbewohnerin vielleicht etwas wissen, das traut er ihr zu, so schätzt er sie ein; aber das wäre ihm alles zu einfach, er will schon selber hinter die Sache kommen, jetzt, da er einmal Blut geleckt hat, ganz abgesehen davon, dass er die Frau auch gar nicht kennt. Vorher noch würde er es sich vielleicht einmal gestatten,

selber zu dem gewissen Hauseingang hinüberzugehen, um die Namensschilder unter den Klingelknöpfen zu überprüfen. Ob daraus irgendein Aufschluss zu erhalten wäre. Selbst das hat er sich bisher, wenn er in Versuchung dazu geraten ist, immer versagt.

Umfragen konnte sie machen, das ginge von zu Hause aus, statistische Erhebungen durchführen, dazu reichte ein Telefon, dazu musste man nicht aus dem Haus, und dazu musste man auch keine langen Aufzeichnungen machen, da genügte ab und zu ein Kreuz an der richtigen Stelle, und das würde ihm dann, über die Distanz hinweg, auch gar nicht auffallen. Oder Bettel- oder Werbegespräche führen, für irgendwelche mehr oder weniger gemeinnützige Institutionen oder dubiose Produkte, das gab es ja immer häufiger, von solchen Stimmen war er selber tatsächlich in letzter Zeit immer öfter belästigt worden. Das war eine Seuche. Das war epidemisch. Und mehr als einmal war er in so einem Fall auch schon unfreundlich geworden. Aber wenn es so wäre, wenn sie das täte, wenn das die Tätigkeit der Frau von gegenüber war, dann musste er sich diese Unfreundlichkeiten wieder abgewöhnen, dann musste er auf den Zufall hoffen und geradezu darauf warten, dass es bei ihm wieder in solcher Angelegenheit einmal klingelte und dass wieder eine solche Telefonstimme ihn zu irgendetwas zu überreden versuchte, das er nicht brauchte und das er nicht wollte, bis eines fernen Tages, den er sich erdauern musste, sie es war, die Frau von gegenüber, die Frau im Fenster, die zu ihm sprach, mit Engelszungen, der er ihr da gegenüber saß, an seinem Fenster, an seinem Telefon, mit dem Hörer an seinem Ohr, und bis er es auch sah, was er hörte, aus ihrem Mund, auf ihren Lippen, bis er es von ihren Lippen lesen konnte, trotz der Distanz und trotz seiner schlechter gewordenen Augen, einfach weil die Übereinstimmung von Hören und Sehen so unbezweifelbar war, dass ihm Hören und Sehen verging.

Aber er weiß, wenn das ihre Tätigkeit wäre, dann hätte er keine Chance. Die Gesetze der Wahrscheinlichkeitsrechnung stünden nicht auf seiner Seite. Das würde er nicht mehr erleben. Dass der Zufallsgenerator oder sie selbst aus der unendlichen Reihe der Telefonbucheinträge ausgerechnet den seinen auswählte. Dazu, um einmal im Leben noch Neujahr an Weihnachten zu feiern, ist er schon zu alt.

Stattdessen, statt darauf zu warten, studiert er in den verschiedenen Zeitungen die Rubrik Telefonkiosk. Unter diesem Titel laufen die entsprechenden Anzeigenseiten. Um dem Zufall vielleicht ein wenig nachzuhelfen. Was die da alles verkaufen. Vor allem eines, in den verschiedensten Varianten. Er probiert alles durch, seitenlang, stundenlang, tagelang, es schlägt auf die Telefonrechnung, und er ist noch lange nicht am Ende, wenn das so weitergeht, bringt er sich noch ans Hungertuch oder an den Bettelstab, aber nie hat er auch nur von ferne das Gefühl, mit ihr, gerade mit ihr, verbunden zu sein. Auch wenn sie im Fenster sitzt und spricht, während er hinter dem seinen horcht, es wird nie synchron. So viel kann er sagen, auch ohne Brille. Und er muss es sich zugeben, ein paarmal hat er ja doch zur Brille gegriffen. Nur kurz; um sie aber gleich wieder abzulegen. Er ist überzeugt davon, dass er es sofort spüren würde, dass er es sofort wüsste, wenn sie es wäre. Dass es der berühmte Blitz wäre, der ihn dann trafe. Und genau genommen, im Grunde, wenn er es richtig bedenkt, ist er ihr dankbar dafür, dass sie es niemals ist und dass der Blitz ihn nicht trifft.

Jetzt ist sie wieder einmal in den Ferien. Schon seit ein paar Tagen. Die Rollläden halb unten, kein Licht bei Tag und bei Nacht. Und er fährt nun auch gleich, wie immer im Herbst, in den Süden, obwohl es auch hier jetzt noch warm ist. Trotzdem. Italien muss es schon sein. Und als

er zurückkommt, ist sie nicht zurück. Ist sie gar nicht mehr da. In ihrem Fenster. Und auch die Lampe ist weg. Die Kinderzeichnungen sind abgehängt. Das große Bild auch. Die Fenster stehen weit offen. Das Zimmer ist leer.

► *Ein Todesfall hat den jungen Mann in seine Herkunftstadt zurückgerufen; aber bis er den Friedhof findet, ist die Bestattung schon vorbei. Die Liebesnacht mit einer früheren Bekannten soll ihn für die vergebliche Reise schadlos halten. Und für den nächsten Morgen nimmt er sich noch einen **Besuch bei den Eltern** vor. Doch die wohnen nicht mehr da, wo sie einmal gewohnt haben, und das Elternhaus steht leer.*



► *Im Traum wird der ehemalige Dramatiker von **Julia Jentsch** heimgesucht, der wunderbaren Schauspielerin, die im Film die Sophie Scholl verkörpert hat. Was will sie von ihm? Nichts, außer dass er ein Stück für sie schreibt. Ausgerechnet er, für sie! Aber kann er das noch?*



## DIE FRAU AM PIER



Spring nicht! Spring bitte nicht, dachte ich, als die Frau auf dem Pier mit festem Schritt an mir vorbei und bis zum äußersten Punkt ging. Bis an die Wasserkante. Ich saß auf meiner Bank, ich meine, auf der Bank, auf die ich mich immer setze, wenn ich aus der Stadtmitte, in der ich wohne, hier hinaus an den See gehe. Mit der Zeitung oder mit einem Buch oder auch nur mit ein paar Brotbrocken in der Manteltasche, wie damals, um die Enten oder die Schwäne damit zu füttern. Und für mich selbst habe ich immer eine Frucht dabei, einen Apfel oder eine Orange oder auch etwas anderes, je nach der Jahreszeit, um meinen manchmal plötzlich aufkommenden Durst damit zu löschen, und gegen die Untenzuckerung. Seit jenem unglücklichen Tag, an dem ich einmal deswegen beinahe nicht mehr nach Hause zurückgekommen wäre. Ich benutze immer dieselbe Bank, es ist mir die liebste. Natürlich nur wenn sie frei ist; ich setze mich nicht gern neben andere Leute. Wenn sie nicht frei ist, drehe ich in der Nähe noch eine Runde, oder ich setze mich auf eine Bank daneben, um dann, wenn meine Bank frei wird, auf sie hinüberzuwechseln. Meist muss ich nicht lange warten, die Leute haben oder lassen sich keine Zeit. Von meiner Bank aus habe ich den ganzen Pier vor mir, zu beiden Seiten die Geländer, vorne den offenen Blick über das Wasser und zum gegenüberliegenden Ufer. An dem bestimmten Tag hatte ich eine kernlose Clementine dabei, die ich gerade schälte, Stück für Stück steckte ich in den Mund, den Saft saugte ich heraus, die wenigen Kerne, die trotzdem drin waren, spuckte ich in hohem Bogen über eins der Geländer ins Wasser, oder ich versuchte es wenigstens. Es war Winter. Die Sonne stand tief und halb verschleiert über der sich im

Dunst beinahe auflösenden Grenze der hintereinandergelagerten Hügelzüge auf der anderen Seite des Sees, aus dessen ruhiger Fläche wie weißer Atem ein dünner Nebel auf- und dann die sanften Hänge hinan bis in den niedrigen Himmel stieg. Davor, im schwindenden Gegenlicht, die dunkle Silhouette der Frau.

Spring nicht. Spring bitte nicht, sonst müsste ich dich doch retten, sagte ich laut vor mich hin, oder wenigstens halblaut, man will ja nicht auffällig werden. Ich müsste doch hinter dir her, ins kalte Wasser; so vor meinen Augen könnte ich dich doch nicht einfach ertrinken lassen. Also bitte, erspar mir das. Ich duzte sie, in Gedanken. Allein diese Vorstellung, sie aus dem eisigen Wasser bergen zu müssen, verband mich mit ihr. Den Wintermantel ausziehen, die Hose ausziehen, die Schuhe ausziehen, ohne zu zögern, rasch, ans Pierende rennen und springen, hinter ihr her, in den Kranz aus Wellen hinein, der sich um die Stelle ihres Abtauchens herum auf der Wasseroberfläche gebildet hätte; ich kannte sie nicht. Ich hatte sie vorher noch nie gesehen. Ich erinnerte mich an einen Traum, den ich in früheren Jahren einmal gehabt hatte, wann war das gewesen, jedenfalls lange her, darin war eine damalige Freundin von mir, der ich die Stadt zeigen wollte, von einem Augenblick auf den andern vom Randstein herab in den Fluss gesprungen, zu dem die Straße plötzlich geworden war, mitsamt ihrem Koffer, ich war ihr nicht nachgesprungen. Die Schnürsenkel hatte ich aufgemacht, die Schuhe hatte ich ausgezogen, aber ich war nicht gesprungen. Sie wird ja sicher gleich wieder auftauchen, hatte ich damals gedacht, mitsamt ihrem Koffer, aber sie war nicht wieder aufgetaucht, der Koffer hatte sie in die Tiefe gezogen, sie hatte ihn auch in der Tiefe nicht losgelassen. Jetzt würde ich springen müssen, dachte ich, während ich eine Hand über die Augen hielt, um die Frau am Pierende im Gegenlicht vor der sinken-

den Sonne besser zu sehen. Jetzt würde ich springen müssen; jetzt war es kein Traum. Und außer mir war heute ja niemand da.

In dem kleinen Pavillon direkt neben dem Pier hatte ich im Sommer zuvor meinen runden Geburtstag gefeiert. Mit ein paar Freunden. Für jedes Jahrzehnt einen. Als Begleitschutz, als Vorhut und Rückendeckung sozusagen, als Mutmacher beim Übertritt in die nächste Dekade. Solche, die mir vorangegangen waren, solche, die es noch vor sich hatten. Es hatte gestürmt und geregnet. Ausgerechnet an jenem Abend, nachdem es den ganzen Tag schön und warm gewesen war. Ein heftiges Sommergewitter war niedergegangen und hatte in einem Dauerregen geendet, sodass wir die Fenster hatten geschlossen halten müssen. Und draußen, seitlich, vor diesen Fenstern, während die Dämmerung einbrach, schneller als erwartet, offenbar unbeeindruckt von allem, mitten im Wolkenbruch, auf dem Pier, wie aus den Wolken gefallen, da, wo jetzt die Frau stand, war dann dieser Fischer gestanden, in grauem Ölzeug und Schaller, der mich an Joyce erinnert hatte, James Joyce, diesen Dubliner Dichter, ich weiß nicht, warum der dann in unserer Stadt gestorben war, weit weg von zu Hause; jedenfalls irische Szenerie. Er hatte uns drinnen im Licht keines Blickes gewürdigt. Er hatte die Angelleine ausgeworfen, er hatte die Angelrute gehalten, neben sich, neben seinen in überknöcheligen Gummistiefeln steckenden Füßen auf dem Pier ein paar Plastikkübel, er hatte da draußen im Trüben gefischt, als ob es die selbstverständlichste Sache der Welt wäre. Während mir drinnen einer der Freunde, einer, der es schon hinter sich hatte, zur Gitarre die alten Bob-Dylan-Songs sang. Moonshiner, zum Beispiel, the times, they are a-changin'. Und wir uns langsam, aber sicher, nicht nur am Whisky, betranken.

Jetzt war ich vollkommen nüchtern. Mir zuliebe, bitte, spring nicht, dachte ich. Springen Sie nicht, korrigierte ich mich; ich versuchte, ein wenig auf Distanz zu ihr zu kommen, die Schicksalsgemeinschaft wieder aufzulösen, die ich mit ihr eingegangen war, seit sie entschlossenen Schrittes an mir vorbeigegangen war, ans Ende des Piers, um erst kurz vor der Wasserlinie zum Stillstand zu kommen. Oder sie mit mir. In die sie mich hineingezwungen hatte, rücksichtslos, auf Gedeih und Verderben. Es gelang mir nicht wirklich. Schon mit dem nächsten Satz fiel ich ins Du zurück. Etwas Besseres als den Tod findest du überall, dachte ich, sagte ich, ihr in den Rücken hinein, leise, eindringlich, von Weitem, sie konnte mich natürlich nicht hören. Die Bremer Stadtmusikanten; sie fielen mir immer ein, wenn ich in so eine Situation kam, auch wenn es mich selbst betraf, was schon einmal vorkam, von Kind an waren sie immer mein liebstes Märchen gewesen, sie hatten mir bis dahin immer geholfen. Das war ja auch wahr. Den Tod musste man doch nicht suchen, der fand einen zum Schluss ganz von selbst. Und bis dahin konnte man sich die Zeit ja auch anders vertreiben. Das hätte ich ihr vielleicht gesagt, wenn sie sich zu mir auf die Bank gesetzt hätte. Aber sie setzte sich nicht zu mir auf die Bank.

Einmal, vor Jahren, da hatte sich eine andere zu mir auf die Bank gesetzt und mich gebeten, die Nacht mit ihr zu verbringen, ihr Freund habe sie gerade verlassen, sie habe Angst davor, sich etwas anzutun. Und ich war mit ihr gegangen, hatte mir nur schnell noch zu Hause meine Zahnbürste geholt, und hatte mich in ihrem Zimmer neben sie auf die Matratze gelegt, um ihren Schlaf zu bewachen, bis in die frühen Morgenstunden, ich hatte ihren Auftrag so verstanden, dann war ich selber eingeschlafen. Das war in einer anderen Stadt gewesen. Da war ich noch sehr jung gewesen. Den ganzen Abend und den ganzen Morgen, spät noch und

früh wieder, waren über unsere Köpfe hinweg Flugzeuge gelandet und gestartet, die Fensterscheiben hatten geklirrt, das Haus, der Boden hatten gezittert. Erst viel später hatte sie mir einmal gesagt, dass sie in jener Nacht gerne mit mir geschlafen hätte.

Auch einem Freund, der sich von mir telefonisch hatte verabschieden wollen, auf immer, wie er gesagt hatte, ich hatte ihn zuerst gar nicht verstanden, war ich, als ich ihn dann verstanden hatte, mit Grimms Märchen gekommen. Und ich hatte ihn dazu überredet, wenn es denn schon sein musste, wie er beteuert hatte, mit mir am kommenden Tag zum Abschied noch einen letzten Kaffee zu trinken, an dem Ort, an dem wir immer zusammen Kaffee tranken; wir trinken dort heute noch manchmal zusammen einen Kaffee und reden von Gott und der Welt und von den Bremer Stadtmusikanten. Nur einmal hatte ich einem, der sich in mich verliebt hatte, oder der sich das zumindest eingebildet hatte, und der damit drohte, sich umzubringen, wenn ich ihn nicht erhörte, nicht davon abgeraten, sondern gesagt, wenn es so sei, dann müsse er das eben tun. Ihm hatte ich keine Märchen erzählt. Aber auch er war daran nicht gestorben.

Wie alt war die Frau eigentlich? War sie jünger, war sie älter als ich? War das wichtig für die Beantwortung der Frage, ob ich ihr nachspringen würde, ob nicht? Ich hatte ihr Gesicht nicht gesehen. Ihr Körper war dick in warme Winterkleidung gehüllt. Wo kam sie her? War sie aus der Stadt? War sie fremd hier? Ich hatte sie nur von hinten gesehen. Nur ihr fester Schritt über den Pier war mir aufgefallen. Ihre Entschlossenheit, die mich erschreckt hatte. Noch immer beschäftigte ich mich mit ihr. Es gelang mir nicht, mich aus der Verantwortung, die sie mir aufgeladen hatte, als sie vor meinen Augen ans Wasser gegangen war,

wieder zu befreien. Für die ganze Welt fühlte ich mich wieder einmal verantwortlich. Wieder einmal trug ich das Gewicht der Welt. Ich allein. Noch immer. Es war meine Stärke und meine Schwäche. Immer gewesen. Von Kindesbeinen an. Sie verfolgte mich durch mein ganzes Leben. Immer wieder war es allen gelungen, oder doch fast allen, mich für ihr Glück und für ihr Weiterleben verantwortlich zu machen. Weil es sie ohne mich sonst bald nicht mehr gäbe. Mit dieser Drohung. Die Mutter, die Welt, jetzt diese Frau, die noch immer dort vorn an der Kante zum Wasser stand. Was ging sie mich an?

Du bist doch noch jung, hätte ich ihr vielleicht gesagt, versuchsweise, wenn sie sich neben mich auf die Bank gesetzt hätte. Und wenn sie tatsächlich noch jung gewesen wäre. Du hast doch alles noch vor dir. Die üblichen Sätze. Oder: Dafür bist du doch viel zu alt. Wenn sie schon älter gewesen wäre. So alt wie ich. Jetzt lohnt es sich nicht mehr zu springen. Abzuspringen. Im letzten Moment. Wenn wir schon springen wollten, dann hätten wir früher springen müssen. Gar nicht zu reden davon, redete es in mir weiter, dass ich doch jetzt das Versprechen, das ich dir durch die Errettung gäbe, gar nicht mehr einlösen könnte. Vorausgesetzt überhaupt, dass ich nicht für mich selber spränge. Nicht dir nach, neben dir her, deinem Beispiel folgend. Das Versprechen fürs Leben. Das ich der Mutter einmal gegeben hatte, als junger Mann, im Spital, als sie frühzeitig sterben wollte. Als ich an ihrem Bett gesessen und ihre Hand einfach nicht losgelassen hatte. Als ich gesagt hatte, ich brauche dich noch. Als ich sie damit gerettet hatte, wie mir die Ärzte gesagt hatten. Und als ich sie dann doch nicht mehr so recht hatte brauchen können, als sie für mich am Leben geblieben war. Gar nicht zu reden davon, dass mir dabei die Lust, Held zu sein, gründlich vergangen war. Mein Leben für einen andern zu geben, wie in der Jugend. Da hatte ich manchmal

davon geträumt, mich für jemand anderen in die Bresche zu schlagen. Für meine kleine Cousine zum Beispiel, die man mir anvertraut hatte. Für meinen kleinen Bruder. Im Straßenverkehr. Mich vor sie zu stellen. Mich über sie zu werfen. Mich gegen das Auto zu werfen, vor das sie gelaufen waren. Da war ich noch der Hüter nicht nur des Bruders, sondern der Welt gewesen.

Natürlich hatte sie ja das Recht zu springen. Wie meine Mutter das Recht zu springen gehabt hatte. Wie meine kleine Cousine, wie mein kleiner Bruder das Recht gehabt hätten, vor das Auto zu laufen. Aber sie war nicht gesprungen. Mir zuliebe waren sie nicht gesprungen. Die Mutter, die Frau. Noch immer stand sie dort vorne am äußersten Rand des Piers, wo im Sommer die Boote anlegten, aber im Winter fahren ja keine Boote, wo auch der Fischer gestanden hatte, an meinem Geburtstag, in der Dämmerung, mitten im Regen, aber jetzt regnete es nicht, direkt unter der im Dunst flach auf dem Hügelzug aufliegenden Sonne, am äußersten Rand des Wassers, unbewegt; und ich brauchte mich also nicht nass zu machen.

Ich schloss die Augen. Ich war müde. Ich war geblendet. Mit geschlossenen Augen horchte ich der eigenen Stimme und den Geräuschen der Welt nach. Den Schreien der Vögel, dem Anmurmeln des Wassers, dem An- und Zurücklaufen des Sees. Aber als ich die Augen wieder öffnete, da war die Frau tatsächlich gesprungen, jedenfalls stand sie nicht mehr da, wo sie gestanden hatte, und ich sah ihr nach. Besser, meiner Erinnerung an sie, die ich noch eine Weile auf der Netzhaut hatte. Bevor sie dort langsam erlosch.

► **Liz Enderlin** ist nur der krasseste Fall unter vielen: Menschen behaupten, den alternden Autor zu kennen, an die er sich nicht erinnert. Sie seien sich einmal nah gewesen, flüstert sie ihm. Wie nah? Er weiß davon nichts oder nichts mehr.



► **Der Selbstmord eines Schülers** erschüttert den ländlichen Ort. Was steckt dahinter? Ein Fehltritt, eine Bagatelle, der kleine Diebstahl aus der Schulkasse? Die Verlegenheit vor der Zuneigung der Mitschülerin, die ihm zu schaffen macht? Oder doch eher die Scham vor der heimlich geliebten Lehrerin?



► **Als sich der geübte Bungeejumper** oben von der Eisenbahnbrücke abstößt, um mit offenen Augen und offenen Armen in die Tiefe zu springen, kann er nicht wissen, dass er das Seil, das ihn halten soll, diesmal überspannen wird. Und dass er die Frau, die er am Morgen mit einem seltsamen Gefühl verlassen hat und die ihn jetzt wieder in ihren Armen hält, nicht mehr sehen wird. Dass sein Sprung also als **Blindensturz** endet.



► Mit der Vorstellung, die eigene Haut so an die Haut des anderen zu legen, dass sie seine Haut wird, beginnt sie, mit dem Versuch, sich die fremde Haut über die eigene Haut zu ziehen, endet sie, die **Eskalation einer Zärtlichkeit.**



► Was ist das für ein seltsames Klopfen nachts? Ist es das Klopfen an die Wand aus Holz oder nur das Knarren des Fußbodens, weil der Zimmernachbar zur Toilette muss? Oder ist es das Klopfen an den Schädel des Schlafers? Und seine Nichtsangst, sitzt sie im träumenden oder im geträumten Kopf? Ist der **Traum, aus dem ich erwache, etwa auch geträumt?** Und die Frau auf der Bank von früher, auf der der geträumte Träumer noch immer auf die Fortsetzung des Traumes wartet?



## LETZTE LIEBE

Natürlich hätte er ihr das nicht sagen dürfen. Auch nicht aus Mitleid. Nichts in dieser Art. Nicht einmal denken. Er wusste nicht einmal, ob es überhaupt wahr war. Nein, er wusste, dass es nicht wahr war. Es war leicht, so etwas zu behaupten, wenn es sich nicht bewähren musste. Selbst wenn es wahr gewesen wäre, er hätte ihr nichts zu bieten gehabt. Altes Eisen, das er ja war. Es hätte ihm auch nicht zugestanden. Ihm stand überhaupt nichts mehr zu. Und das war richtig so. Er hatte sein Teil schon gehabt. Mehr als das, er hatte es immer noch. Fünfmal in seinem langen Leben hatte ihn die Liebe besucht, und jetzt wohnte sie noch immer bei ihm. Das war die Wahrheit.

Beim ersten Mal war er ihr noch gar nicht gewachsen gewesen. Die Wohnung war nicht bereitet. Die Bettstatt schon gar nicht. Die Tür war weit offen gestanden. Zuerst leise, dann übermütig hatte sie angeklopft. Er hatte es gehört. Auch in seinem Herzen hatte es laut geklopft, so nannte man das damals ja noch. Aber er hatte sie nicht hereingebeten. Er hatte sie nicht über die Schwelle getragen, sondern sie draußen stehen gelassen. So hatte sie es empfunden, das hatte sie ihm später, als es schon längst zu spät war, einmal gesagt. Da war sie weitergezogen, zu einem andern, und es war ihm nicht einmal unrecht gewesen. Was hätte er mit ihr anfangen sollen? So sehr war sie in der Luft gelegen, dass er ja nicht gewusst hätte, wie sie auf die Erde stellen. Er hätte Angst davor gehabt, sie zu zerbrechen. In seinen unbegabten, ungeübten Händen. Damals hatte es für ihn auf Frauenseite nur Madonnen und Huren

gegeben, und sie war eine Madonna. Die Madonna berührte man nicht. So war sie ihm nie zerbrochen. Einmal hatte er davon geträumt, dass sie von ihm schwanger wäre. Sie hätte von ihm einen dicken Bauch. Nur schwer war er aus dem Traum wieder herausgekommen. Er hatte sich davor gefürchtet, ihr wieder zu begegnen und ihren Bauch zu sehen. Den Bauch hatte sie aber vom andern. Mit dem hatte sie dann ihre vier Kinder. Und er machte seine Fingerübungen ohne die Liebe.

Die zweite Liebe hatte er immerhin auf die Stirne geküsst. Nach einem langen Weg durch die Nacht, auf dem er sie nach Hause begleitet hatte, die Frohburgstraße hinauf, es ging gegen Morgen. Eine gemeinsame Studienfreundin hatte für sie gekocht, zum Semesterende, es war spät geworden. Da hatte er die Welt im Sack gehabt, das war sein Gefühl gewesen. Aber dort hatte er auch seine Hände, in den Säcken, in den Hosensäcken, zu beiden Seiten, er hatte sie nicht herausgenommen. So waren sie nebeneinander hergegangen, ohne zu reden, jedenfalls nicht viel. Auch sie hatte er nicht berührt. Er hatte sie nicht bei der Hand genommen. Er hatte seinen Arm nicht um sie gelegt. Auch sie war eine Heilige gewesen. Nur dieser Kuss zum Abschied auf ihre Stirn. Und alle fünf Jahre wollten sie sich wiedersehen, das hatten sie sich noch versprochen. Dann war er wieder zurückgegangen. Sie hatten nicht den gleichen Weg.

Ihre Wege hatten sich wieder gekreuzt. Sie war aus dem Süden zurück, er aus dem Norden. Sie hatte ihr Glück, das sie in der Kindheit verloren hatte, da wiedergefunden, er dort das seine, das mehr im Unglück gelegen hatte. Im Sonnengebet des Franz von Assisi war sie endlich zur Sonne geworden, die sie den Eltern immer schon hätte sein müssen. Ihr schwarzes langes Haar hatte sie kurz geschnitten, damit sie Gott gefällig

wäre, nicht aber den Menschen. Vor allem nicht mehr den Männern. Ihm hätte sie trotzdem noch immer gefallen. Eine Art Kloster für Paare wollte sie gründen. Sie hatte ihn gefragt, ob er ihr dabei helfen wolle. Er hatte es nicht gekonnt. Sein Weg führte in die entgegengesetzte Richtung. In fünf Jahren wollten sie sich wiedersehen.

Dazwischen waren sie sich einmal im Wasser begegnet. Im See vor der Stadt. Er war hinausgeschwommen, sie war von draußen zurückgekommen. Ihre Bahnen hatten sich gekreuzt. Nur ihre Köpfe waren zu sehen gewesen. Sie hatten sich zugelacht, aber sie hatten nicht angehalten. Sie waren weitergeschwommen, jedes in seine Richtung. Sie hatten sich für später am Ufer auch nicht verabredet. Als er zurück war, hatte er sie dort nicht mehr wiedergefunden.

Nach Ablauf der fünf Jahre, als sie sich wiedersahen, unter Bäumen, bei einem Glas Wein, in einem Gasthausgarten, hatte sie ihm gesagt, sie hätte sich manchmal gefragt, was sie sich wohl einmal im Rückblick, vom Himmel aus gesehen, gewesen sein würden, hier, auf der Erde, jetzt. Und er hatte gesagt, die Versuchung. Die Versuchung?, hatte sie gefragt und gelacht. Die gegenseitige Versuchung, aus Liebe vom eigenen Weg abzugehen, hatte er ihr erklärt. Sie waren ihr nicht erlegen. Dann hatten sie sich nicht mehr wiedergesehen. Ihr Kloster hatte sie mit einem anderen gegründet.

Die dritte Liebe hatte auch an der Frohburgstraße gewohnt, als er sie kennenlernte. Zufälligerweise. Das war etwas später gewesen, aber es hatte sich mit der zweiten anfangs noch überschritten. Sie war dort nahe am Wald aufgewachsen. Ihre erste gemeinsame Nacht hatten sie da, im Haus ihrer Eltern, in ihrem Kinderzimmer verbracht. Sie war

nicht von Erfolg gekrönt gewesen, der Alkohol hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Am Morgen war er im Bad auf ihren Vater und dann in der Küche auf ihre Mutter gestoßen. Beim gemeinsamen Frühstück hatte er sich ihnen erklären müssen, während die neue Liebe im Bett der Schwester, die nicht mehr im Haus lebte, noch ihren Rausch ausschließ. So hatte es mit ihnen begonnen.

Sie hatte er wirklich begleitet, nicht nur nach Hause, den Waldrand entlang, ein Stück durch ihr Leben. Oder sie ihn durch das seine. Anfangs war es dasselbe gewesen. In ein Buch, das er ihr schenkte, hatte er die Widmung hineingeschrieben: Wenn die Zeit reif ist, wirst Du in mir lesen. Sie hatte es ausgiebig getan. In ihm und im Buch. Der Nachsommer war es gewesen. In ihrem Lieblingsrestaurant waren sie einander gegenübergesessen, während sie darüber sprachen. Darüber, dass alles seine richtige Zeit hatte. Aus Brosamen hatte er auf dem Tischtuch eine dünne Trennlinie zwischen seiner und ihrer Seite gezogen. Die hatte sie einfach mit dem Zeigefinger durchstoßen. Unter der Kirche hatten sie dann auch zusammengewohnt. Das war die Adresse, aber so war sie auch wirklich gelegen. Direkt unter dem Kirchturm, am Abhang zum See, hatten sie ein kleines Arbeiterhäuschen günstig mieten können. Mit eigenem Obstgarten, mit einer weißen und einer blauen Traube, mit einer Aussichtsbank auf einer kleinen Terrasse am oberen Rand der Wiese, die sie sich mit Palisadenpfählen selbst in den Hang gebaut hatten, die reine Idylle. Es war zu früh dafür gewesen. Sie konnten sich nicht der Wegrand sein. Ein Herz war ein zu kleiner Hügel, um dran zu ruhn. Noch. Um es mit Lasker-Schüler und Benn auszudrücken, wie sie es damals taten. Das Kind, das sie hätten haben können, hatten sie nicht gewollt. Auch das wäre zu früh gewesen. Und doch: Die tröstende Berührung ihrer Hand auf der Stirn, als er in seinem Zimmer unter

dem Dach einmal lange schwer krank lag, hatte er nie mehr vergessen. Die spürte er immer noch.

Die vierte Liebe kam hinterrücks. Er hatte sich umgedreht, und da war sie hinter ihm gestanden und hatte ihn angelacht. Aber da war sie noch anders besetzt gewesen. Er hatte sie aus den Augen verloren. Er hatte nach ihr gesucht, aber er hatte sie nicht mehr gefunden. Sie hatte ihn immer im Auge behalten. Und dann waren sie sich wiederbegegnet, in einer anderen Stadt, in der sie zufällig beide zu tun hatten. Ein See hatte dabei eine Rolle gespielt. Ein Spazierweg an seinem Ufer, der rund um ihn herumführte. Ein Nadelwald, in den beide, See und Uferweg, eingebettet waren. Das Gewölbe der Äste. Der weiche Boden darunter. Ein Mond, der darüber stand und fast voll war. Seine vorsichtigen, aber entschlossenen Hände, die sie so nannte. Ein Tuch, das im Fahrtwind aus dem geöffneten Fenster flatterte, das sie ihm zurückließ, als sie im Zug von ihm wegfuhr. Das er ihr später zurückgeschickt hatte.

Mit ihr hatte er sich einen Augenblick lang sogar ein Kind vorstellen können. Zum ersten Mal im Leben. Am liebsten natürlich ein Mädchen, das ihr geglichen hätte. Um sie darin zu verewigen. Oder wenigstens zu verlängern. Ihrer Jugend mehr Dauer zu geben. Als sie wieder gegangen war, um diese Jugend mit einem Jüngeren als ihm zu teilen, hatte er auch den Wunsch nach dem eigenen Kind begraben.

Mit der fünften Liebe war er sogar in der Kirche gewesen. Ohne Priester, nur sie beide. In einer Anna-Selbdritt-Kapelle im Gebirge. Nachdem ihr Blick ihn, gleich bei der ersten Begegnung, wie von weit hinter ihren Augen direkt aus dem Himmel getroffen hatte. Und sie sich, nicht nur im biblischen Sinn, erkannt hatten. Da, in der Bergkirche, hatten sie

Rast gemacht. Abkühlung gesucht, an jenem heißen Sommertag, die Fresken besichtigt. Da hatte sie ihn plötzlich auf die Lippen geküsst. Ihm den Brautkuss gegeben. Ein anderer Kuss wäre in einer Kirche ja nicht erlaubt gewesen. Das hatte er ihr gesagt, als sie wieder hinaustraten, ins helle Berglicht, und ihren Weg fortsetzten, den schmalen Pfad durch Wiese und Wald, einmal sie vor ihm, einmal er vor ihr. Und dann, gegen Abend, mit den fallenden Wassern, wieder ins Tal hinab. Und am nächsten Tag weiter. Den gingen sie immer noch.

Und zu Gott, an den er nicht glaubte, hatte er später, in einer anderen Kirche, auf einer anderen Reise, gebetet: Lieber Gott, lass mir sie; bitte, nimm mir die nicht mehr weg. Er hatte sie ihm nicht mehr genommen. Und im Jahr darauf hatte er mit ihr Ringe getauscht. Er hatte das so gewollt. Dünn, fein, aber aus Gold. Wieder in der Bergkapelle, in der sie sich schon den Verlobungskuss gegeben hatten. Nahe unter dem Himmel. Einmal in seinem Leben sollte es gelten.

Und sie hatte ihm ja auch ihr Kind mitgebracht. Eine Tochter. Damals war sie fünf gewesen, jetzt war sie bald fünfundzwanzig. Das war auch eine Liebe geworden. Also hatte ihn die Liebe nicht nur fünf-, sondern sechsmal besucht. Mit der fünften und sechsten war er noch immer zusammen. Und würde er bis ans Ende des Lebens zusammenbleiben. Soweit sich so etwas überhaupt sagen ließ. Anna selbdritt eben. Auch wenn das Kind nun gelegentlich auszog.

Und nun war da also diese junge Frau neben ihm gesessen. Im Konzertsaal, in der ihm fremden Stadt. In der Dunkelheit, im Auftrittssaplaus für den Dirigenten, hatte sie sich im letzten Moment, von der Reihe hinter ihm, wo sie halb hinter einer Säule gesessen hatte, unter

dem Geländer hindurch auf den freien Sitz zu seiner Rechten hinabgehängt. Sie hatte etwas ältlich gerochen, nach Moschus; das Waschmittel wahrscheinlich, das noch in ihren Kleidern hing. Eine Erinnerung an die Mottenkugeln in den Wäscheschränken seiner Großmutter war in ihm hochgekrochen. Im Dunkeln, von der Seite, hatte sie ihn trotzdem ein wenig an seine erste Liebe erinnert. Obwohl die, im Gegensatz dazu, immer ein erfrischendes feines Zitronenparfum verwendet hatte. Nach dem Konzert, im Aufstehen, beim Hinausgehen, hatte sie sich für das Sich-Vordrängen in letzter Sekunde entschuldigt. Auf dem Flughafen, ein paar Tage später, wo sie auf ihre verschiedenen Flüge warteten, waren sie sich zufällig wieder begegnet. Sie hatte ihm von ihrem Buch erzählt, an dem sie seit Jahren arbeitete, dessentwegen sie jetzt auch in der Stadt gewesen war, mit dem sie nicht fertig wurde. Es hatte ihn an Erste Liebe von Turgenjew erinnert, das ihn in jungen Jahren sehr beschäftigt hatte. Und später in Schells Verfilmung noch einmal von Neuem. Die Ungleichzeitigkeit des Erwachens der Liebe bei den beiden Geschlechtern und was sie im Geschlechterverhältnis auf Dauer zerstörte. Er hatte es ihr gesagt. Er selber hatte sein halbes Leben dazu gebraucht, sich davon wieder zu erholen. Sie war ein wenig errötet; dunklere Flecken auf den sonst blassen Wangen. Liebt Sie denn jemand?, hatte er sie plötzlich gefragt. Nein, hatte sie geantwortet, mit der Liebe habe ich wenig Glück gehabt. Darauf war sie still geworden. Ich, hatte er gesagt, nach einer Weile, in die Stille hinein, wenn ich jung wäre wie Sie, und ich hätte meine Liebe noch nicht gefunden, und auch die vorangehenden nicht gehabt, und wüsste trotzdem, was das ist, zu lieben, ich würde Sie vielleicht lieben. Sehen Sie, hatte sie nur gesagt, so habe ich mit der Liebe wieder kein Glück.

**Jürg Amann**, 1947 in Winterthur geboren, Studium der Germanistik in Zürich und Berlin, Promotion über Franz Kafka. Zuerst Literaturkritiker und Dramaturg, seit 1976 freier Schriftsteller (Prosa, Theaterstücke, Hörspiele, Lyrik, Essays). Lebt heute in Zürich. Zahlreiche Auszeichnungen, u.a. Ingeborg-Bachmann-Preis, Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis, Schiller-Preis. Im Arche Verlag erschienen zuletzt *Die kalabrische Hochzeit* (2009) und *Der Kommandant* (2011), »ein beeindruckendes Buch« (NDR).

Zu dieser Ausgabe:

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg, 2011

Umschlag: Andrea Schneider, b3K, Hamburg – Frankfurt a. M.

Umschlagmotiv: © Getty Images / Cam Barker

Zum Buch:

Jürg Amann, *Letzte Lieben* erscheint am 5. September 2011 im Arche Verlag

Originalausgabe

1. Auflage 2011

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg, 2011

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7160-2671-7

[www.arche-verlag.com](http://www.arche-verlag.com)